

Leidenschaft und Präzision

Marshall McLuhans Glaube an die Kirche

Von Derrick de Kerckhove

»Ob die Katholische Kirche überlebt, hängt weder von menschlicher Weisheit noch von einer menschlichen Strategie ab. Auch die besten Absichten der Welt könnten die Kirche nicht ins Verderben führen. Sie ist unzerstörbar, selbst insoweit sie menschliche Institution ist. Es ist möglich, daß sie wieder eine schreckliche Verfolgung erlebt, mit allem, was daraus folgt. Aber vielleicht braucht sie gerade das.«

Marshall McLuhan, Interview mit Edward Wakin¹

1. Präzision

Diese Aussage ist hart wie Stein; sie ist die Grundlage des Lebens und des Werkes von Marshall McLuhan. Das ist mehr als »ein Trümmerstück, das verhindert, das alles sich in Ruinen auflöst«, wie T. S. Eliot von seinen Begegnungen mit der Wahrheit gesagt hat. Der Glaube McLuhans ist ein unteilbares Ganzes, das sein Denken und seine Existenz geprägt und inspiriert hat.

Als ich mit dem amerikanischen Journalisten Tom Wolfe eine Radiosendung über McLuhan vorbereitete, fragte ich ihn, welchen Eindruck McLuhan bei ihrem ersten Treffen in einem eleganten Restaurant New Yorks, wo viele Berühmtheiten hinkamen, auf ihn gemacht habe. Wolfe überlegte einen Augenblick, dann sagte er mir in dem ruhigen, nachdenklichen Ton, der ihm eigen ist: »McLuhan wandte sich direkt an unseren Tisch, ohne sich im mindesten ablenken zu lassen durch die bekannten Persönlichkeiten, die uns umgaben. Ich hatte sofort den Eindruck, ohne ihn gleich genau bestimmen zu können, daß er sich in einer spirituellen Sphäre bewegte. Etwas später in unserer Unterhaltung wurde alles klar: Dieser Mann wußte, was er suchte.«

»Ein Mann, der wußte, was er suchte« – das war dann auch der Titel meiner Radiosendung. Tatsächlich hatte ich bei meinen Kontakten mit McLuhan häufig das Gefühl gehabt, einer Gewißheit gegenüberzustehen. Diese Gewißheit drückte sich nicht durch Worte aus. Nur selten haben wir unmittelbar religiöse Fragen berührt. Und trotzdem hat keine andere Erfahrung oder Lektüre und kein Gespräch mit wem auch immer einen so entscheidenden Einfluß auf meinen Glauben gehabt wie diese ruhige Gewißheit Marshalls über den wirklichen und tiefen Sinn des Lebens. Sie war von einer solchen Kraft, daß ich noch heute überzeugt bin, daß die Weitergabe des Glaubens sich in geheimnisvollen persönlichen Kontakten vollzieht, ungeachtet der mächtigen Kommunikationsmittel, deren sich die Kirche in Zukunft für die Evangelisation der Massen bedient.

Marshall war immer sehr diskret, was seine Person anbetraf; vielleicht ist das der Grund, warum er nicht bei jeder Gelegenheit über seinen Glauben sprach. Aber er zögerte nie, ihn zu bekennen, wenn sich die Gelegenheit bot, sei es öffentlich oder privat. Die Journalisten, Intellektuellen oder Künstler, die ihn besuchten, fragten oft

¹ »Future Church« (Edward Wakin interviews Marshall McLuhan). In: U.S. Catholic, Januar 1977. Die folgenden Anmerkungen zu diesem Artikel sind mit E. W. angezeigt.

ungläubig: »Ist es wahr, daß Sie Katholik sind?« Dann hörte ich ihn antworten: »Gewiß bin ich Katholik, und zwar einer von der schlimmsten Sorte, nämlich ein Konvertit.« Dadurch wurden seine Zuhörer noch mehr verwirrt. Offensichtlich hatte er überhaupt keine Komplexe in dieser Hinsicht, vielmehr amüsierte er sich über die Wirkung dieser bereitwilligen Antwort, die durch den Gegensatz zwischen der Subtilität der vorgefaßten Meinungen der Fragesteller und der humorvollen Einfachheit der Antwort immer wieder von besonderer Frische war.

Gewiß, der Glaube ist niemals so einfach in Worte zu fassen, selbst unter den günstigsten Umständen nicht. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, von Sorgen überlastet, mitten in der Arbeit, sein Buch »From Cliché to Archetype« ins Französische zu übersetzen, Marshall eine der wenigen persönlichen Fragen stellte, die ich je gewagt habe, an ihn zu richten: »Marshall, was ist Glauben für Sie?« Er antwortete mir sofort, als ob es selbstverständlich wäre: »Es heißt aufmerksam sein. Glauben heißt, nicht nur auf die religiösen Klischees zu achten, sondern auch und vor allem auf das, was den ganzen Menschen begründet, auf den Archetyp. Man findet den Glauben, wenn man betet und aufmerksam ist.«

In einem der wenigen veröffentlichten Texte über dieses Thema hat er Pierre Babin im Verlauf eines Interviews über »Medien und Liturgie« erklärt, »das persönliche Gebet und die Liturgie sind heute die einzigen Mittel (man müßte sagen das einzige, denn sie sind nicht voneinander zu trennen), um sich auf die richtige Wellenlänge einzustellen, um Christus zu hören, um den ganzen Menschen einzubeziehen.«² Damit will er sagen, daß die Möglichkeit der Kommunikation immer gegeben ist, daß es aber auf den Menschen ankommt, die Botschaft zu empfangen.

Das hat er an anderer Stelle erklärt, als er über das rätselhafte Wort des Evangeliums sprach: »Wer Ohren hat zu hören, der höre« (Mt 13,9; Mk 4,9; Lk 8,8).

»Alles ist im Evangelium enthalten; man muß sich bloß auf die Wellenlänge einstellen. Aber die meisten Menschen brauchen ihre Ohren bloß, um zu vernehmen und nicht, um zu hören. Vernehmen, das ist sozusagen mit den Augen aufmerksam sein, anders gesagt, dem Weg folgen, der durch die Worte vorgezeichnet ist. Aber es heißt nicht Hören im Sinne von in Kommunikation sein. Christus selbst macht den Unterschied zwischen Vernehmen und Hören. Die Schriftgelehrten vernehmen. Sie klammern sich an das geschriebene Wort und wenden ein: ›Es steht geschrieben, daß . . . und du sagst, daß . . .‹ Aber sie verstehen nichts. Ihre Ohren dienen nur zum Vernehmen und nicht zum Hören.«

»Das ist heute oft so: Man kann die gesamte erforderliche Ausrüstung haben und doch unfähig sein, sich auf die richtige Wellenlänge einzustellen.«

»Christus vergleicht sich auch mit dem guten Hirten, dessen Schafe seine Stimme kennen.³ Die, die sie nicht kennen, gehören nicht zu der Herde. Das ist etwas, das im Johannesevangelium immer wieder kommt: ›Diese Menschen gehören nicht zu mir, sie hören mich nicht. Wenn ihr mich hört, dann ist euch dies vom Vater gegeben, usw.‹ In anderer Sprache ausgedrückt, der Vater hat ›einige von innen her programmiert‹, sodaß sie Christus hören. Diese Idee findet sich immer wieder bei Johannes: Manche

2 Pierre Babin, *Autre homme, autre chrétien*. 1977. Die weiteren Zitate aus diesem Werk werden mit P. B. bezeichnet.

3 Joh 10,1-5.

sind Christus vom Vater gegeben, damit sie Ihn hören; die anderen tun nichts als vernehmen und es gelingt ihnen nicht, sich auf die richtige Wellenlänge einzustellen; sie verstehen nichts. Das ist ein großes Geheimnis.«

Ich hätte diese wenig bekannte Passage nicht vollständig zitiert, wenn sie nicht einige der sehr seltenen Beschreibungen wäre, die Marshall von seinem Glauben gegeben hat, und wenn sie nicht gleichzeitig sein immer waches Interesse für die akustische Qualität der modernen Medien zeigte.

Im 17. Jahrhundert hat Pascal – um die Widersprüche im religiösen und profanen Denken seiner Zeitgenossen bewußt zu machen – gezeigt, daß es zwei Zugangswege zum Verstehen und zum Wahrnehmen gibt, und daß sie sich im allgemeinen gegenseitig ausschließen. Er nannte den einen »l'esprit de géométrie« und den anderen »l'esprit de finesse« oder auch Kenntnis des »Herzens«. Pascals Definition des Glaubens ist bekannt: »Es ist das Herz, das Gott fühlt, und nicht der Verstand. Das ist Glaube: Gott ist mit dem Herzen zu fühlen, aber nicht mit dem Verstand« (éd. Lafuma, 424).

Eine lange philosophische Tradition macht uns mißtrauisch gegen unsere Gefühle: Ihnen kann man nicht zutrauen, unsere Erkenntnisse und unsere Erfahrungen zu ordnen. Aber was Pascal sagen wollte – die Metapher vom »Herzen« läßt heute ja an etwas Sentimentales denken –, ist, daß die Kenntnis des Herzens keine gefühlsmäßige Wahrnehmung ist, oder wenigstens nicht das ist, was als rein passiv verächtlich gemacht wird, sie ist vielmehr das Eigentliche des »Hörens«.

Ich habe nie erlebt, daß McLuhan sich auch nur einen Augenblick des »esprit de géométrie« (oder der »raison«, des Verstandes) gerühmt hätte, gegenüber irgend etwas, was das Hören verlangte. Was Pascal mit »esprit de finesse« bezeichnete, nannte er auf englisch einfach »perception«. Ich habe keinen Grund anzunehmen, daß er nicht tiefste Achtung vor der theologischen Tradition und den Dogmen der Kirche hegte. Aber ich glaube, daß er sich im Bereich des Glaubens nie darauf bezog, ohne sich zu bemühen, die Fähigkeit zur Aufmerksamkeit im christlichen Alltagsleben davon zu trennen. Das geht aus der Anwendung seiner Schlüsselidee »Das Medium ist die Botschaft« für das Verständnis der Bibel hervor:

»Zu sagen, daß Jesus Christus, das Wort, Fleisch geworden ist, ist eine theologische Formulierung. Das ist die Darstellung. Aber zu sagen, daß Christus alle Menschen erreicht, die Landstreicher, die Bettler und die Versager, das ist die Wirklichkeit, um eine Menge von sekundären und verborgenen Wirkungen zu wissen, die wir nicht leicht wahrnehmen. Erst wenn das Christentum eine gelebte Erfahrung ist, wird das Medium wirklich die Botschaft. Auf dieser Ebene fallen Darstellung und Wirklichkeit wieder zusammen. Das gleiche gilt für das Lesen der Bibel. Wir sprechen oft vom Inhalt der Schriften und nehmen an, daß der Inhalt die Botschaft sei. Aber das ist falsch. Der eigentliche Inhalt der Bibel ist die Person, die die Bibel liest. Beim Lesen hören manche und andere nicht. Alle haben Zugang zum Wort Gottes, alle sind in ihm enthalten; aber nur einige nehmen die Botschaft wirklich wahr. Nicht die Worte sind diese Botschaft, sondern die Wirkung der Worte. Die Bekehrung ist es.«

2. Konversion

Die Konvertiten und die Bekehrung nehmen einen wichtigen Platz im Leben McLuhans ein. Sein offizieller Eintritt in die katholische Kirche fand in Cambridge

statt, als er fünfundzwanzig Jahre alt war, am Gründonnerstag 1936. Aber seine Konversion hatte viel früher begonnen. Nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, hat es wahrscheinlich bei einem Gelegenheitsbuchhändler in Edmonton begonnen, wo McLuhan sich mit seinem langjährigen Freund, dem Nationalökonom Tom Easterbrook, ein wenig umgesehen hatte. Der letztere erzählte mir, daß sie, als sie beide herauskamen, verglichen, was sie gekauft hatten. Marshall hatte ein Wirtschaftshandbuch erstanden, und Easterbrook hatte, ohne eigentlich zu wissen warum, »What's Wrong with the World?« (Was stimmt nicht an der Welt?) von Chesterton mitgenommen. Jeder sah sein Buch an und das des anderen. dann hielt Easterbrook Marshall den Chesterton hin und sagte: »Das gehört mehr in Dein Gebiet. Tauschen wir?« Sie taten es. Marshall las das Buch alsbald und machte sich dann daran, alles zu lesen, was er von Chesterton, von Hilaire Belloc⁴ und von anderen katholischen Autoren finden konnte.

Wie es sowohl zum Fall von McLuhan und zur Natur des Themas paßt, entstammen alle Informationen, die ich über diese Konversion erhalten konnte, aus mündlicher Überlieferung: aus Gesprächen mit seinem Bruder Morris, seinem Sohn Eric und dem Priester John Kelly.

Morris McLuhan erzählte mir, daß sie als gute Baptisten erzogen worden seien, in Verachtung des Papstes und der katholischen Kirche, die als Verkörperung des Teufels und sicherster Weg zur ewigen Verdammnis galt. Die nächsten Nachbarn der McLuhans in Edmonton waren Katholiken, und nach Morris wurde darauf geachtet, daß die Kinder nicht Gefahr liefen, sie aus nächster Nähe zu sehen.

Nach Morris war ihr Vater »ein guter Junge vom Land, der zu spät erkannt hatte, daß er berufen war«. Aber es gelang ihm, Morris die Idee weiterzugeben; dieser machte ein theologisches Examen am Emmanuel College in Toronto und war fünfundzwanzig Jahre lang protestantischer Pastor.

Zahlreiche Zeugnisse bestätigen, daß Marshall seine Energie und seine intellektuelle Neugier von der Mutter hatte und auch die Neigung, etablierte Autoritäten – vor allem ideologische – nur schwer zu ertragen. »Diese Elsa McLuhan«, wie Easterbrook sie respektlos nennt, war eine sehr starke Persönlichkeit mit Talent fürs Theater. Sie hatte in Winnipeg die Schauspielkunst studiert und wurde eine in Kanada wohlbekannte Predigerin. Während der großen Krise machte sie Rundreisen im Osten wie im Westen und präsentierte ihre Predigtveranstaltung in überfüllten Kirchen. Morris behauptet, wenn er in seiner Zeit als Pfarrer eingeladen wurde, irgendwo die Predigt zu halten, habe er »keine einzige Kanzel gefunden, wo sie noch nicht gesprochen und gepredigt hatte«. Sie hatte eine wunderbare Stimme, und Morris sagt, daß sie die Schrift so bewegend vorzutragen wußte, daß ihre beiden Kinder davon nachhaltig beeindruckt wurden. Aber sie brachte sie auch dazu, literarische Werke zu lesen, ganz besonders Marshall, bei dem sie ein wachsendes Interesse für die Macht und Schönheit

4 G. K. Chesterton (1874-1936; vgl. den Beitrag »G. K. Chesterton – Ein Anwalt des Christentums« von Thomas N. Hart in dieser Zeitschrift 1/87) und Hilaire Belloc (1870-1953) sind zwei katholische englische Schriftsteller, die keine Konformisten waren. Sie waren Freunde. Belloc war Franzose und Katholik durch seinen Vater. Bei dessen Tod 1902 nahm er die Nationalität seiner englischen Mutter an. Chesterton konvertierte 1922. Beide sind Dichter und produktive Schriftsteller und vertraten einen fröhlichen Katholizismus ohne Komplexe.

der Sprache bemerkt – und bestärkt – hatte. Morris glaubt, daß tatsächlich der literarische Einfluß von Dichtern und Schriftstellern von der Art Chestertons und Bellocs ausschlaggebend für Marshalls Konversion gewesen sei, mehr als irgendein präzises theologisches Argument.

Zu Beginn seiner Studien an der Universität von Manitoba in Winnipeg interessierte sich Marshall für die Bewegung der Moralischen Aufrüstung (Oxford), die in den dreißiger Jahren an Bedeutung gewann. Was ihn anzog, waren jedoch nicht die spektakulären Seiten wie die öffentlichen Bekehrungen und die feierlichen Versprechen, sondern die Argumente, die er für die Diskussionen in der Universität gegen die Parteigänger des Sozialismus und die Verfechter marxistischer Theorien übernahm. Er begeisterte sich für diese kontroversen Diskussionen, und Morris erinnert sich, daß seine Gegner ihn oft bezichtigten, katholische Positionen zu vertreten. Damals ließ ihn das kalt, denn der Glaube beschäftigte ihn nicht, und die Idee zu konvertieren noch viel weniger.

Wenig später jedoch dachte er daran, und zwar während seines Aufenthalts in Cambridge, als er die Werke Chestertons besser kennenlernte und auch die des heiligen Thomas von Aquin, vermittelt durch die ersten Schriften von Etienne Gilson. Zwei Jahre des Gebetes bereiteten seine Konversion vor, aber die Entscheidung kam relativ schnell. Eric erzählt, daß sein Vater kurz vor der Karwoche 1936 mit Freunden in Trinity Hall war, um, wie immer, mit ihnen über Religion zu diskutieren. Unvermittelt sagte einer der Anwesenden zu ihm: »Marshall, du kannst gar nicht anders als über diese Dinge sprechen, warum konvertierst du nicht?« Marshall sah ihn an und sagte: »Ja wirklich, warum nicht?« Einige Wochen später wurde er Katholik.

Dann schrieb er an seinen Vater, um ihm zu erklären, es hätte ihn immer beunruhigt, daß er während des ersten Teiles seines Studiums eigentlich keinen Glauben gehabt habe. Er sagte, er habe zwei Jahre auf den Knien gebetet, bevor er sich entschlossen habe, katholisch zu werden. Und er hoffte, daß diese Wahl seinen Vater in seiner unerschütterlichen baptistischen Überzeugung nicht verwunden würde. Die Reaktion von Herbert McLuhan war gemäßigt; aber die Mutter brach in Schluchzen aus und sagte, daß ihr Sohn nun niemals Präsident der Universität werden würde.

Morris gibt als Interpretation dieses langen Weges an, daß es unabhängig von den literarischen Einflüssen die Kontinuität der katholischen Kirche und ihre Sakramente waren, die die Konversion bewirkt hätten, nicht die apologetischen Argumente. McLuhan hat es selbst gegenüber Edward Wakin bestätigt:

»Ich bin keineswegs in die Kirche eingetreten als einer, der sich die katholische Lehre zu eigen gemacht hätte. Ich bin auf den Knien eingetreten. Das ist die einzige Art einzutreten. Wenn die Leute anfangen zu beten, haben sie die Wahrheiten nötig, das ist alles. Das Eintrittstor zur Kirche sind nicht Ideen und Konzeptionen, und man tritt nicht aus, weil man nicht mehr damit einverstanden ist. Um aus der Kirche auszutreten, muß man den Glauben verlieren, nicht mehr daran teilhaben. Man kann sicher sein, daß die, die die Kirche verlassen, aufgehört haben zu beten. Die aktive Teilnahme an Gebet und an den Sakramenten der Kirche vollzieht sich nicht auf intellektuelle Art und Weise. Jeder Katholik, der heute mit der Kirche nicht übereinstimmt, ist einer Illusion zum Opfer gefallen. Man kann nicht intellektuell mit

der Kirche uneins sein. Das hat nichts zu bedeuten. Die Kirche ist keine intellektuelle Institution. Sie ist eine übermenschliche Institution.«⁵

Es wird niemanden überraschen, daß der erste Text, den McLuhan veröffentlichte, ein Artikel mit dem Titel »G. K. Chesterton, ein praktischer Mystiker« war, der 1936 im »Dalhousie Review« erschien. Er zitiert dort einen Satz aus einem Roman von Chesterton, den er auf den Autor bezieht, der aber, wenn wir ihn heute lesen, genau so gut seinen eigenen Lebensweg beschreiben könnte: »Mit einem Riesenschritt war er von der frühen Kindheit ins Erwachsenenalter eingetreten, und er hatte jene Krise der Jugend, wo die meisten von uns alt werden, nicht gekannt.«

Und McLuhan kommentiert: »Chesterton selbst ist durchdrungen von dieser kindlichen Überraschung und Freude, die eine überfeinerte Generation nur bei Kindern für möglich hält. Und gerade dieser Weite und Frische der Auffassung, die das gewöhnliche Maß weit übersteigen, können wir seine außergewöhnliche Erkenntnisfähigkeit für die Wirklichkeit zuschreiben.«⁶

Diese Bemerkung erinnert mich ihrerseits wieder an eine freundschaftliche Unterhaltung mit Father Kelly während eines Essens im St. Michael College der Universität von Toronto. Marshall hatte einen rätselhaften Satz über eine religiöse Frage eingeworfen und war hinausgegangen, und ich fragte mich, was er hatte sagen wollen. Father Kelly lächelte breit und erklärte: »O, wissen Sie, Marshall hat einen Glauben wie ein Kind.« Dieser Ausspruch voll heiterer und bewundernder Duldsamkeit, ja selbst der Klang der Stimme von Father Kelly sind mir jahrelang im Gedächtnis geblieben. Der erste Artikel von Marshall hat mich später verstehen lassen, daß es ein großes Kompliment war.

3. *Das Alphabet und die Kirche*

McLuhan hat mir einmal gesagt, daß ihn bei Chesterton am meisten gefesselt hätte, daß er durch die wichtigen Paradoxe nicht irregeführt wurde und sie meisterlich zu handhaben wußte. Er hat Pierre Babin erklärt, daß die Paradoxe auf dem Gebiet der Religion völlig normal seien. Auch Pascal hat paradoxe Ideen über den Menschen, die Religion und den Glauben gehegt. Er sah in den Paradoxen den einzigen Weg, sich von den würgenden Forderungen des Verstandes zu befreien, da sie den Weg eröffnen zu einem tieferen Verständnis komplexer Probleme, die gleichzeitig gelöst werden müssen. »Der Orthodoxe im etymologischen Sinne des Wortes dagegen beschränkt sich auf einen einzigen Standpunkt und schließt sich dadurch selber ein.«⁷ Wie jeder ernsthafte Leser der Heiligen Schrift war sich auch Pascal der unzähligen Widersprüche bewußt, die sie enthält. Aber er sah in diesen Widersprüchen eine Stärke, keine Schwäche. In einer Perspektive, die an die McLuhans erinnert, schrieb er: »Um also die Schrift zu hören, braucht man einen Sinn, in dem alle entgegengesetzten Passagen übereinstimmen. Es genügt nicht, einen Sinn zu haben, der mehrere übereinstimmende Passagen vereint, man muß einen haben, der selbst widersprüchliche Passagen übereinstimmend macht« (éd. Lafuma, 257).

5 E. W., S. 11.

6 Dalhousie Review, Band 15, S. 456. Chesterton war gerade gestorben.

7 P. B., S. 37.

Dies führte dazu, formale Logik und strikte Rationalität bei der Interpretation der Schrift zu verwerfen. Dazu war eine sehr verfeinerte Wahrnehmung des »Herzens« notwendig. Der Glaube McLuhans glich wahrscheinlich dem Pascals in dem Sinne, daß sie beide zu anspruchsvoll waren, als daß sie approximative Wahrheiten hingenommen hätten oder über Widersprüche hinweggegangen wären, um eine in sich geschlossene Vision zu erreichen. Sie hatten die Leidenschaft und die Präzision gemeinsam.

Das größte Paradox war für Pascal die Tatsache, daß seine Zeitgenossen dem Heil ihrer Seele gegenüber immer gleichgültiger wurden, trotz der beispiellosen Erweiterung dessen, was sie über sich selbst wissen konnten. Wie wir gleich sehen werden, ist dieses Paradox teilweise durch McLuhan erklärt worden. Das große Paradox jedoch, dem McLuhan sich gegenüber sah, war die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und phonetischem Alphabet sowie Kirche und Buchdruck im Lauf ihrer Geschichte. Er hat Pierre Babin anvertraut, daß er Katholik geworden sei, als er sich in seinen Studien fast ausschließlich für die Renaissance interessierte:

»Dabei ist mir bewußt geworden, daß die Kirche damals durch einen stupiden historischen Unfall, durch die Technologie, beschädigt oder in Mitleidenschaft gezogen worden ist. Die mittelalterliche Kultur, die auf dem Manuskript basierte, erlaubte einen Gemeinschaftsstil ganz anderer Art als die Massengesellschaft, die mit dem Buchdruck aufkam. Die Revolution von Gutenberg hat aus jedem Individuum einen Leser gemacht . . . Die gedruckte Welt ist visuell. Das Auge ist jedoch keine einigende Kraft. Es bringt die Zerstückelung mit sich. Es erlaubt jedem, seinen Standpunkt zu haben und sich daran zu halten. . . . Mit dem Buch kann man sich ins Innere – im egozentrischen und psychologischen Sinn des Begriffes, gewiß nicht im spirituellen Sinn – zurückziehen: Es bedeutet weithin eine Auflösung.«⁸

Ich möchte nicht, daß dieser Aufsatz zu technisch wird. Ich glaube jedoch, daß diese Deutung von McLuhan und andere, damit zusammenhängende Einsichten uns ermöglichen können, die Geschichte der katholischen Kirche und unsere eigene Situation als Gläubige heute zu verstehen. Das Problem kann in einfachen Worten dargelegt werden: Wenn der Glaube, so wie McLuhan ihn beschreibt, eine Frage des Hörens ist, dann ist die Vorherrschaft der visuellen Formen in der Kommunikation eine echte Gefahr für den Glauben, und ganz besonders die minutiös genaue Artikulation des Sinnes in sichtbaren Worten, die der gedruckte Text mit sich bringt. Wenn das Erfassen des Textes nur durch angestrenzte Auslegung möglich ist, wird die Wahrnehmung des »Herzens« ausgeschlossen.

Ich behaupte nicht, daß am Tag, nachdem die erste Bibel aus den Druckerpressen Gutenbergs kam, jeder einzelne ein leidenschaftlicher Leser geworden sei. Aber ich sage, daß der Buchdruck die Formen der Weitergabe und des Sich-zu-eigen-Machens des Glaubens schnell beeinflusst hat, und daß die Wirkungen dieser Beeinflussung bis in die völlig analphabetischen Schichten der Bevölkerung gedrungen sind während der drei Jahrhunderte, die der Feststellung vom »Tod Gottes«, die Nietzsche nebenher traf, vorausgingen.

Ich glaube nicht, daß ich die Gedanken McLuhans verfälsche, wenn ich die

Wirkungen des Buchdrucks auf die grundlegenden Wahrnehmungen des Glaubens so stark hervorhebe. Unter den zwanzig Fragen, die einem seiner wichtigsten Artikel vorausgehen, findet man die folgende, die im Zentrum des Problems steht: »Warum haben der westliche Mensch und die katholische Kirche keine Theorie der Kommunikation und der Veränderungen der Mentalität in der Welt entwickelt?«⁹

McLuhan dachte, daß der westliche Mensch, als er lesen und schreiben lernte, sich nicht nur allmählich der Wohltaten des traditionellen mündlichen Austausches im Gemeinschaftsleben beraubt habe, sondern daß er sich auch des Gebrauches seiner Sinne begeben und daß er seine Methoden, Information aufzunehmen, dahingehend verändert habe, daß er sie in abstrakte, von jeder sensorischen Dimension entblößte Schemata einfügte. Eine solche Entwicklung hat die Kenntnis der Lehre stark beeinflusst, und nach McLuhan hat sie Schismen, die noch heute klaffen, hervorgerufen. Das hat er Pierre Babin erklärt:

»Es ist sicher, daß die Möglichkeit jedes Lesers, in jedem Augenblick genau dasselbe Wort vor sich zu haben, einen beträchtlichen Einfluß auf die Lehre gehabt hat. So konnte jeder allein darüber nachdenken, es fortwährend betrachten und seinen besonderen Standpunkt entwickeln. So lief es in der alten handschriftlichen Tradition nicht ab, weil der Verlauf dort eher akustisch als visuell war und die Übergabe sich vornehmlich mündlich vollzog. Das gilt auch für die scholastische Diskussionsmethode, die *quaestiones disputatae*. Da war alles mündlich. Luther aber und die ersten Protestanten kamen von den Schulen und konnten lesen. Sie haben die alte Methode der scholastischen Diskussion in die neue visuelle Ordnung übertragen: So haben sie die kurz vorher gemachte Erfindung des Buchdrucks dazu benutzt, den Graben zu vertiefen, der sie von der römischen Kirche trennte.«¹⁰

Eines der Hauptanliegen McLuhans war es immer, das Verhältnis der Kirche nicht bloß zum Buchdruck, sondern zur Erfindung des Alphabets selbst zu begreifen. Er ahnte, daß die Entwicklung der griechisch-römischen Kultur zu Beginn der christlichen Ära ein entscheidender Faktor gewesen sei. Aber ich bin nicht sicher, ob er in diesem Punkt zu einer befriedigenden Lösung gekommen ist. Das letzte Mal, als wir darüber sprachen, sagte er mir, daß dies für ihn ein großes Geheimnis geblieben sei. Zu Pierre Babin wiederum sagte er:

»Erlauben Sie mir, zunächst festzustellen, daß die Kirche auftrat, als die griechische phonetische Schrift noch ihre ersten Schritte machte. Die griechisch-römische Kultur lag noch in der Wiege, als die Kirche entstand. Gewiß handelt es sich dabei nicht um einen simplen historischen Zufall, sondern um eine göttliche Fügung. Niemand hat jedoch diesen Punkt in der Religionsgeschichte untersucht. Man denkt, das versteht sich von selbst; man erwähnt nicht einmal, daß es sich dabei um ein Ereignis von außergewöhnlicher Bedeutung für die Kirche handelt. Ich habe in meinem Bereich nach Unterlagen zu diesem Thema gesucht, aber es gibt nur sehr wenig, gerade einige kurze Artikel hier und da.«¹¹

9 »Do Americans Go to Church to Be Alone?« (Gehen die Amerikaner in die Kirche, um allein zu sein?) In: *The Critic*, Juni 1972.

10 P. B., S. 35f.

11 P. B., S. 36f.

McLuhan fügt hinzu, daß »die griechische Kultur vor Plato . . . auf einem magischen Gebrauch der Sprache beruhte«. Gewiß gab es bereits seit langer Zeit andere Schriftformen auf der Erde. Aber McLuhan betont, daß es nicht irgendein Alphabet, sondern die Phonetik gewesen sei, die die psychologische Revolution hervorgerufen habe, aus der der abendländische Mensch entstanden sei.

Ich habe in den letzten sechs Jahren unablässig daran gearbeitet, hier weiter zu forschen. Meine Schlußfolgerungen sind derzeit, kurz umrissen, folgende. Die Einführung von Buchstaben, die den Vokalen entsprechen und die den Notierungen der Konsonanten hinzugefügt wurden, wie die Griechen sie von den semitischen Völkern entlehnt hatten, führte zu einer völligen Veränderung der Beziehung zur Sprache. Es scheint, daß die Schriftformen, die dem wirklich phonetischen Alphabet vorausgingen, im wesentlichen die Funktion hatten, das Gedächtnis zu unterstützen, daß die neue Notierung jedoch ermöglichte, die Natur der Information zu verändern und es damit den Schriftstellern und ihren Lesern erlaubt hat, neue Informationen einzuführen, anstatt sich mit definiertem Wissen zu begnügen.

Technisch ausgedrückt hieße das, daß das phonetische Alphabet viel mehr war als ein System zum Speichern von Informationen. Es erlaubte auch, sie zu verändern. Welchen Unterschied bedeutet das im Vergleich zu den alten semitischen Formen? Ganz einfach, daß der Gebrauch von eindeutig festgelegten Buchstaben von da an erlaubte, einen griechischen Text zu lesen, ohne daß die Kenntnis seines Inhalts Vorbedingung war, während es selbst heute noch unmöglich ist, den Koran oder den Talmud im Originaltext zu entziffern und den von der Tradition überlieferten Sinn dabei außer acht zu lassen.

Dies ist wichtiger als es scheint, denn es bedeutet, daß von da ab die Schrift vom Prozeß der Mitteilung eines Sinnes abgetrennt werden konnte. Anders ausgedrückt, mit dem griechischen Alphabet und seinen Derivaten konnte man den Sinn manipulieren. Nicht nur den Hörer manipulieren, wie es in der mündlichen Mitteilung geschieht, sondern auch auf die Entfernung, sozusagen aus seinem Büro oder seiner Zelle, durch Aufspaltung des Zeichensystems, das man benutzte, um den Sinn darzustellen.

Die verheerendste Folge dieses Vorgangs war, daß die Kommunikation eines Tages der Produktion eines vorgeschriebenen Sinnes untergeordnet werden konnte. Indem es allmählich den Schwerpunkt aller Kommunikation von den menschlichen Interaktionen auf die Produktion von Texten verlegte, hat das phonetische Alphabet die mündliche Sprache in eine Kunstform verwandelt, die man Rhetorik nennt. Indem es die Sprache einfiel und ihre verschiedenen Elemente derart analysierte, daß es die auslas, die einen nichtsinnlichen Sinn ergaben, strebte das Alphabet im Grunde danach, die lebendige Sprache zum Schweigen zu bringen. Aber die schweigende Kommunikation ist erst möglich geworden, als die Schriftformen so einförmig geworden waren, daß sie schweigend gelesen werden konnten.

Es ist also der Buchdruck, der uns das leise Lesen beschert hat. Lesen ist eine private Erfahrung geworden, es erfordert Einsamkeit und den Rückzug aus der Welt anstelle von gemeinschaftlichen Aktivitäten. Das leise Lesen ist so weit gekommen, selbst die Formen des Denkens zu verändern, das nun nicht mehr eine Tätigkeit in Verbundenheit mit den Sinnen ist, sondern eine Erfahrung ohne Kontakt mit der Umgebung, ausschließlich auf Abbildern beruhend.

Was all dies mit der Kirche zu tun hat, erschließt sich aus der Entwicklung der

Einstellung zur Bibel und zu der Heiligen Schrift. Das Paradox ist, daß die neue Art des phonetischen Schreibens, die die Übersetzung sehr begünstigte, weil sie auf den Lauten beruhte und nicht auf dem Sinn, die Verbreitung des Wort Gottes in der gesamten griechisch-römischen Kultur erlaubte. dieses Wort aber gleichzeitig zum Schweigen verurteilte und es auf den reinen Gedanken reduzierte, an dem das Wesen des Menschen nicht mehr als Ganzes teilhaben konnte. Die Trennung von Seele und Körper, von Kopf und Gliedern, von Einzelem und Gemeinschaft – all dies beruht auf dem Übergang von der lebendigen Kommunikation zum intellektuellen Denken.

Es scheint mir, daß sich allmählich herausgestellt hat, daß nach der Einführung des Buchdrucks die Heilige Schrift, die für die meisten Menschen nur eine Unterstützung ihrer religiösen Übungen gewesen war, im Mittelpunkt der Bemühungen aller derer stand, die lesen konnten. Hypnotisiert durch die heilige Evidenz der Texte sind die Kommentatoren schließlich dazu gekommen, den Sinn für die Mitteilung einer lebendigen Präsenz zu verlieren. Der Buchstabe hat weithin den Geist besiegt – außer bei den am meisten vom Geist erfüllten Theologen und Geistlichen.

Eine der einleuchtendsten Bemerkungen, die ich je über die Bibel gehört habe, stammt von dem großen französisch-jüdischen Dichter Henri Meschonnic, der auch als erster Schriftsteller versucht hat, die Bibel direkt aus dem Hebräischen zu übersetzen,¹² ohne den Umweg über die Verformungen der griechischen *Koínē*. Er sagte, daß die christliche Tradition in der Illusion lebe, daß sie die Bibel ganz besäße, während doch unsere Übersetzungen in Wirklichkeit höchstens die Hälfte des Sinnes vermitteln könnten, da sie immer die Rhythmen und die spezielle Prosodie des hebräischen Originaltextes außer acht gelassen hätten.

Er erklärte mir, daß die Totalität des Sinnes der Heiligen Schriften nicht im Text allein verborgen ist. Man muß ihn mit lauter Stimme lesen, weil er Hinweise enthält, die die Vortragsweise bestimmen und die somit einen direkten Einfluß auf den ganzen Körper des Hörers ausübten. Er erinnerte mich auch daran, daß das hebräische Wort für die Bibel, *miqrah*, nicht Schrift bedeutet, sondern lebendiges Gespräch. Ich bin überzeugt, daß solche Hinweise den ökumenischen Dialog zwischen gebildeten Juden und Christen beeinflussen könnten.

Dies gestattet mir, McLuhan selbst diese erste Bestandsaufnahme beschließen zu lassen mit dem, was er Pierre Babin sagte: »So hat sich also die Kirche paradoxerweise seit ihren Anfängen in die einzige Kultur eingebettet gesehen, die starre und festgelegte Standpunkte hervorbrachte. Die Kirche, die dem Menschen anbietet und von ihm fordert, daß er sich in seinem Herzen dauernd wandelt, hat sich mit einer visuellen Kultur umgeben, die den Wert der Dauer über alles stellt. Diese griechisch-römische Kultur, die der Kirche auferlegt scheint wie einer Schildkröte das Schild, eröffnet keine Möglichkeit für eine subtile und wirklichkeitsnahe Theorie der Kommunikation und des Wandels. Diese harte Schale schiebt sich zwischen die Kirche und die anderen Kulturen der Welt, die ihrerseits anpassungsfähige, flexible und entwicklungsfähige Formen haben.«¹³

12 Im deutschen Sprachgebiet hat dies vor ihm Martin Buber getan. Anm. d. dt. Übers.

13 P. B., S. 37.

4. Das Mikrofon und die Kirche

Wenn das oben Gesagte im Wesentlichen richtig ist, wird die Vergangenheit vielleicht etwas erhellt. Aber es gibt nicht nur die Zeit, wo allein Text und Wort gemeinsam existieren. Es gibt auch die Gegenwart mit ihren außerordentlichen Möglichkeiten für erneuerte Kommunikation, visuelle sowie orale. Auch hier hat McLuhan öffentlich beklagt, daß die Kirche nicht genügend auf die »Elektronifikation« des Wortes achtet:

»Die Bürokraten des 19. Jahrhunderts, die sich 1962 im Zweiten Vatikanischen Konzil versammelt haben, waren sich natürlich ebensowenig der Ursachen ihrer Probleme und der Motive ihrer Reformen bewußt wie die Bischöfe, die im 16. Jahrhundert auf dem Konzil von Trient versammelt waren. Es gab niemand auf dem Konzil von Trient, der die Wirkung des Buchdrucks in dem spirituellen Schisma und in der seelischen Not erkannt hätte, die das religiöse und politische Leben der Epoche zerrissen. Beim Vatikanum II hat keiner der Teilnehmer dem Ursprung der Schwierigkeiten in der Erarbeitung neuer Orientierungen und Vorschriften seine Aufmerksamkeit geschenkt.«¹⁴

McLuhan selbst beschäftigte sich häufiger mit den Fragen, die das *aggiornamento* in der Liturgie aufwarf, als mit den Folgen der Einführung des griechischen Alphabets in die Kirche und mit dem Buchdruck in der Vergangenheit. Also war zu erwarten, daß seine Forschungen ihn unmittelbar zum Medium, das heißt zur Zukunft der »elektronischen Kirche« führen würden. Nach ihm sind die Folgen der technologischen Veränderungen keineswegs günstig. Er hat Pierre Babin erklärt, daß die lateinische Messe das erste Opfer der Verbreitung des Mikrophons war:

»Das Latein ist nicht dem Vatikanum II zum Opfer gefallen, sondern der Einführung des Mikrophons in die Kirchen. Viele Leute, die Hierarchie eingeschlossen, jammern über das Verschwinden des Lateins aus der katholischen Kirche, ohne zu verstehen, daß dies das Ergebnis jener von ihnen mit Begeisterung aufgenommenen technischen Neuerung ist. Latein ist eine sehr distanzierte Form des wörtlichen Ausdrucks, worin das Flüstern und das Murmeln eine wichtige Rolle spielen. Das Mikrofon jedoch macht undeutliches Brummeln unerträglich; es akzentuiert und intensiviert die lateinischen Laute dermaßen, daß es ihnen schließlich jede Bedeutung nimmt.«¹⁵

Ich interpretiere diese Bemerkung so: McLuhan will sagen, daß, solange wir im Bereich einer Kultur des Gedruckten lebten, der Gebrauch des Lateins völlig gerechtfertigt war; denn das war die Sprache, die ganz selbstverständlich mit den Formen und Riten einer einheitlichen Kultur verbunden war. In anderen Worten, als die ganze Politik der Kirche auf dem wörtlichen Sinn der christlichen Botschaft beruhte, war das Latein mehr als eine tote Sprache: Es war eine heilige Sprache. Aber als der Schwerpunkt sich auf die Kommunikation an sich verschob, mit vollständigem Transfer der Information vom Zelebranten zur Gemeinde, mußte dieser nicht nur die Landessprache verwenden, die jener verständlich war, sondern auch sich umwenden und ihr ins Gesicht sehen. Er hat sich buchstäblich vom Text abgekehrt, um sich an die Gemeinde zu wenden.

14 E. W., S. 6

15 P. B., S. 155-156.

Aber es gibt noch mehr. Dank seiner literarischen Bildung war McLuhan außerordentlich sensibel gegenüber den Feinheiten der Sprache im allgemeinen und seiner Muttersprache im besonderen: »Die Sprache ist unendlich viel mehr als ein konventionelles Kommunikationsmittel für Ideen – ich spreche hier von der gesprochenen Sprache, der mündlichen Überlieferung. Diese Sprache ist die kodierte Form der Wahrnehmung und der kollektiven Weisheit von unzähligen Menschen. Und Gedichte und Lieder sind die wichtigsten Mittel, mit denen die Sprache sich reinigt und stärkt.«

»Mir scheint, es wird noch kaum verstanden, daß jede technische Neuerung die menschliche Umgebung verändert und eben dadurch alle Wahrnehmungsebenen stört: Folglich müssen dann neue sprachliche Lösungen auftreten. Die Sprache ist sozusagen das große kollektive, organische Medium, das das chaotische Produkt der täglichen Erfahrung assimiliert und ordnet. Die Sprache ist das bewußte Organ der auditiven Imagination, in dem jeden Tag Unmengen von Änderungen und Anpassungen vollzogen werden, gleich wie in den reinigenden Träumen der Nacht.«

»Dies war die Rolle der mündlichen Überlieferung in den Kulturen, bevor sie die Schrift kannten. Nach Einführung der Schrift spielten die übriggebliebenen mündlichen Elemente noch eine ähnliche Rolle. Aber die Berge von Gedrucktem tendieren dazu, diese Tradition allmählich zu ersticken und zum Schweigen zu bringen. Was diese Walze überlebt, reicht jedoch noch aus, eine lebendige Volkskultur anzuregen.«

»Meines Erachtens vollzieht sich die Übermittlung des Glaubens auf dieser Ebene nicht so sehr durch die Übergabe von Konzepten oder Theorien als durch eine innere Verwandlung von Menschen, nicht durch den Ausdruck einer ›Form‹, sondern durch die Teilhabe an einem ›Fonds‹ von sekundären Wirkungen, die das Leben umwandeln.«

»Damit die Volkssprache, die in der Liturgie verwendet wird, diese Umwandlung auch tatsächlich leisten kann, muß sie zunächst wahrhaft volkstümlich sein. Jedoch diese Forderung wirft Licht auf eine der wirklich traumatischen Entwicklungen der letzten Liturgiereform: Ich spreche von dem Eindringen bürokratischer Prozesse in die katholischen Gemeinden. Gewiß, es gibt jetzt eine Liturgie der Messe in der Volkssprache, aber sie wird von Kommissionen konzipiert, deren Kontakt zur Sprache viel zu viel von der Kälte eines Computers hat! So ist die Volkssprache der oralen Dimension von Redensarten und vertrauten Rhythmen beraubt und riskiert daher, ein graues Niemandsland und eine geistliche Wüste zu werden.«¹⁶

Ich bedaure sehr, ein so langes Zitat gebracht zu haben. Ich fühlte mich dazu gezwungen, nicht nur um zu zeigen, daß McLuhan entgegen einer weitverbreiteten Meinung durchaus fähig war, eine Idee bis zu Ende zu verfolgen, sondern vor allem, weil es einfach unmöglich ist, über diese Dinge in so wenigen Worten so vieles so klar zu sagen.

Aus dem Ernst, mit dem McLuhan über die Probleme nachdachte, vor denen die Kirche heute steht, haben sich noch weitere wichtige Einsichten ergeben. Aber um meine Ausführungen nicht ungebührlich in die Länge zu ziehen, werde ich mich auf eine letzte Bemerkung beschränken, bevor ich mit einer mehr persönlichen Aussage darüber schließe, was McLuhan über all diese Fragen dachte.

16 P. B., S. 157-158.

McLuhan hatte ein reges Interesse für die Einzelheiten der spontanen Liturgiereformen, ebenso wie für die der bürokratischen. So zum Beispiel für die Kleidung. Er hat zu Edward Wakin gesagt: »In der Geschichte der Kirche ist der Kleidung niemals so viel Bedeutung beigemessen worden wie heute. Die Männer der Kirche fangen an, sich anzuziehen wie jedermann – gerade jetzt, wo die Kinder nur davon träumen, sich zu verkleiden. Sie wollen nicht unbemerkt bleiben. Sie wollen Gewänder, die sie abheben.«¹⁷

Es könnte so scheinen, als wäre dies eine Bemerkung über ein belangloses Detail. Es ist auch nicht zu beweisen, daß die Jugend von heute diesem Bild entspricht. Aber es geht hier um eine entscheidende Frage, nämlich um die Rolle, die man spielt. Was sich in diesem Zusammenhang in der Kirche abgespielt hat, erklärt McLuhan folgendermaßen:

»Nach Gutenberg hat sich die römische Hierarchie eine machtvolle Struktur mit einem Organigramm gegeben, entlang den Schemata der Spezialisierung und Starrheit. Der Fortschritt der geschriebenen Kommunikation hat die Entstehung einer riesigen Bürokratie in Rom ermöglicht und damit den Pontifex Maximus in eine Art geschäftsführenden Direktor verwandelt. Jedoch der weitere Fortschritt in den Verkehrs- und Kommunikationsmitteln hat den Hirten wieder zurückgebracht, damit er eine persönliche, unmittelbare Beziehung zu seinen Schäflein aufbaue. . . . Jetzt, wo der Rhythmus sich beschleunigt, tritt die Hierarchie eher in den Hintergrund und die Welt wird ein ›globales Theater‹. Der Papst ist nicht mehr Chef einer Bürokratie, und seine Rolle ist wichtiger als jemals, insoweit er Handelnder auf der Bühne des ›globalen Theaters‹ ist. Der Papst hat Autorität. Selbst wenn es nur noch drei Katholiken gäbe, müßte einer von ihnen Papst sein. Sonst gäbe es keine Kirche mehr. Es muß eine Autorität geben, die lehrt, oder es gibt überhaupt keine Kirche.«¹⁸

Diese neue Dimension der Rolle, die man spielen muß, bedeutete für McLuhan, daß die, die heute die Berufung haben, zu predigen und zu lehren, Mystiker sein und in der Gemeinschaft leben sollten, anstatt sich hinter der Autorität heiliger Texte und den Mauern der Institutionen zu verschanzen.

5. Leidenschaft

Um diese sehr unvollständige Übersicht über die Ideen von McLuhan zu Vergangenheit und Gegenwart der Kirche zu beenden, kann man sich fragen, was er persönlich über all diese Veränderungen dachte. In der Öffentlichkeit hat er sehr selten davon geredet, aber gegenüber Edward Wakin sprach er offen darüber, und ich halte es für passend, ihm das Wort zu erteilen, um diese Darstellung – die nur eine bescheidene Huldigung für ihn sein will – abzuschließen:

»Ich erwarte keineswegs, mich in der Kirche wohlfühlen. Sie hat niemals irgendjemand versprochen, ein angenehmer Ort im psychologischen Sinn zu sein. Wer in die Kirche einträte, um sich sicher zu fühlen, wäre im Irrtum. Die Kirche hat nichts mit einem Warenhaus gemein und hat nie dergleichen angeboten. Nein, sie ist

17 E. W., S. 10.

18 E. W., S. 8-9

bestimmt keine von den Institutionen, wo man sich ausruht. Bei ihr geht es mit Lichtgeschwindigkeit zu, und bei diesem Tempo ist nur Gewalt möglich. Eine Gewalt, die alle Barrieren einreißt. Kein Gebiet bleibt unverletzt durch die Lichtgeschwindigkeit. Es gibt keinen Winkel, um sich zu verstecken. Es ist eine Kirche für die Seele.«

»Christus hat gesagt: ›Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.«¹⁹ Die Kirche als Hüterin der Werte der Zivilisation? Ich fürchte, das ist alles vorbei. Wir sind auf dem Rettungsfloß – wie bei einer Überlebensaktion . . . «

»Ich war nie pessimistisch oder optimistisch. Ich bin bloß apokalyptisch. Unsere einzige wahre Hoffnung ist die Apokalypse . . . Die Apokalypse ist kein schwarzes Loch; sie ist das Heil. Kein Christ kann optimistisch oder pessimistisch sein. Das ist eine rein profane Unterscheidung. Die weltlichen Institutionen, wo man sich wohl fühlt oder nicht, die interessieren mich nicht. Es gelingt mir überhaupt nicht mehr, diese Mentalität zu verstehen. Aber es ist mir bewußt, daß ich nicht wenig Zeit gebraucht habe, um soweit zu kommen. Das ging nicht von einem Tag auf den anderen.«²⁰

STELLUNGNAHMEN

Betreffend die Kritik von Kilian Lechner¹ an meinem Hinweis auf die Enzyklika *Firmissimam constantiam* möchte ich den interessierten Leser bitten, die von Lechner inkriminierten Stellen nachzuschlagen. Er wird dann leicht feststellen, daß mein Bezugspunkt, nicht, wie man nach Lechners Darstellung annehmen muß, die Enzyklika *Mit brennender Sorge* war, sondern die Nachkriegsäußerungen einiger deutscher Bischöfe, und daß Friedrich Muckermann SJ die Gedankengänge von *Firmissimam constantiam* bereits vor deren Veröffentlichung auf die Situation der Katholiken nicht nur in Mexiko angewandt hat. Meine von Lechner beanstandeten Ausführungen standen vor der Frage, die Ludwig Volk SJ einmal formuliert hat, »inwieweit der

katholische Widerspruch inadäquate Schwerpunkte hatte, insofern das kirchliche Bewußtsein auf totalitäre Übergriffe nicht nur mit unterschiedlicher, sondern sogar mangelhafter Sensibilität reagierte«. In diesem Sinne habe ich auf die Lehren und auf den Text² von *Firmissimam constantiam* verwiesen, insofern sie »mindestens virtuell über den Horizont hinauswiesen, in dem die deutschen Bischöfe ihre Orientierung suchten«.³ Heinz Hürten

1 In dieser Zeitschrift 1/87, S. 161ff.

2 Originaltext und deutsche Übersetzung in Artur Utz/Brigitta Gräfin von Galen (Hrsg.), Die katholische Sozialdoktrin in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Eine Sammlung päpstlicher Dokumente vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Aachen 1976. Bd. II, S. 1720-1743. Zitate S. 1734-39.

3 In dieser Zeitschrift 6/86, S. 548.

19 Mt 10,34 und Lk 12,51.

20 E. W., S. 11 und 7.